Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 591. **Freitag** den 19. November 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. November.

Ueber den Entwurf des **Reichshaushaltsetats**, der, da die sämmtlichen Specialetats dem Bundesrathe bereits vorliegen, dem Reichstag unmittelbar nach seinem Zusammentritte wird vorgelegt werden können, glauben die „Berl. Polit. Nachr." heute folgende Mittheilungen machen zu können:

„Er wird die Erwartungen Derer, die auf einen sensationellen Charakter des Etats nach der einen oder anderen Richtung rechneten, völlig täuschen. Nicht einmal das Extraordinarium des Marineetats wird einem einzigen Sensationsbedürfnisse entsprechen. Die Forderungen für Schiffsneubauten dürften nicht erheblich über das hinausgehen, was für das laufende Jahr bewilligt ist. Der Schwerpunct der Flottenfrage liegt nicht im Etat, sondern in der gleichzeitig dem Reichstage zu unterbreitenden besonderen Marinevorlage. In der Form wird der nächste Reichshaushaltsetat eine Neuerung aufweisen, welche sicher auf allgemeine Zustimmung rechnen darf. Der Herr Staatssecretair des Reichsschatzamts hat die Initiative ergriffen, um die lästige und verwirrende Bezeichnung des Etatsjahres durch zwei Jahreszahlen zu beseitigen. Der nächste Reichshaushaltsetat wird die Bezeichnung „für 1898" führen. Diese Aenderung hat bereits die Zustimmung einer ganzen Reihe von Bundesregierungen gefunden und die Etats der Bundesstaaten mit einjähriger Etatsperiode und dem am 1. April beginnenden Etatsjahre dürften dem Vorgange des Reiches wohl bald nachfolgen. Die wichtigsten Aenderungen gegen das laufende Jahr wird der Militairetat aufweisen und zwar in Gestalt von erheblichen Mehrausgaben für die Naturalverpflegung des Heeres. Die eine derselben wird durch den vergleichsweise hohen Stand der Getreidepreise bedingt; die andere Mehrausgabe ist die Folge des vom Reichstage gefaßten Beschlusses auf Einführung warmen Abendbrods für die Armee. Die verbündeten Regierungen haben sich bereit, nachdem die Finanzlage die erforderliche Mehrausgabe gestattet, den bezüglichen Wünschen der Volksvertretung zu entsprechen. Der Mehrbedarf soll sich im Ganzen auf etwa 11 Millionen Mark beziffern."

Sind diese Angaben richtig, so wird die Etatsberathung, sofern die Fractionsredner nicht angesichts der bevorstehenden Neuwahlen zum Reichstage das Bedürfniß empfinden, Reden zum Fenster hinaus zu halten, rasch und glatt verlaufen können. Gegen die rein formale Neuerung, durch welche die Bezeichnung des Etatsjahres durch zwei Jahreszahlen vermieden werden soll, wird schwerlich von irgend einer Seite Widerspruch erhoben werden, und wenn im Militairetat für das nächste Jahr nur ein Mehrbedarf von ca. 11 Millionen Mark vorgesehen ist, so wird auch um diese Mehrforderung ein langer Streit um so weniger entstehen können, je selbstverständlicher eine Einwirkung des Standes der Getreidepreise auf die Ausgaben für die Naturalverpflegung des Heeres ist und je häufiger auch die Oppositionsparteien die Einführung der warmen Abendkost für die Armee gefordert haben. Aus dieser geringen Erhöhung des Militairetats einen Grund gegen Forderungen für Schiffsneubauten herzuleiten, die nur unerheblich über das hinausgehen, was für das laufende Jahr bewilligt worden ist, werden angesichts des günstigen Standes der Reichsfinanzen und jener Vorgänge, die einen wirksamen Schutz der Deutschen im Auslande als dringend nothwendig erscheinen lassen, wohl nur die verstocktesten Flottengegner wagen, die bei ihren Wählern die gleiche Gesinnung voraussetzen dürfen. Daß das Centrum, das ja leider im jetzigen Reichstage wieder den Ausschlag zu geben hat, geschlossen gegen mäßige Mehrforderungen für Schiffsneubauten zu stimmen sich entschließen werde, ist sehr fraglich, und so darf man sich der Hoffnung hingeben, daß es auch beim Marine-Etat diesmal zu wesentlichen Abstrichen nicht kommen werde. Daß eine „besondere Marinevorlage" nichts Anderes enthalten kann, als die Grundzüge eines Planes, nach dem auf eine Reihe von Jahren hinaus die Vermehrung der Flotte betrieben werden soll, liegt auf der Hand. Da jedes der künftigen Jahre sowohl die politische Lage, wie die der Schiffsbautechnik verändern kann, so kann es sich auch nur um Grundzüge ganz allgemeiner Art und um eine principielle Stellungnahme des Reichstags handeln. Gleichwohl wird um diese der längste und heftigste Streit sich erheben. Hoffentlich ist die Vorlage so sorgfältig ausgearbeitet und begründet, daß sie für den Fall einer Ablehnung durch den jetzigen Reichstag den Freunden einer zweckentsprechenden Flottenvermehrung die Agitation bei der Wahlbewegung mindestens nicht erschwert.

Auch über den **Entwurf der Militairstrafproceßordnung**, der für den Reichstag in Aussicht steht, liegt heute eine neue Mittheilung vor, die das Urtheil der obersten Instanz betrifft. Die „Nat.-lib. Corr." schreibt nämlich:

„In Rücksicht auf das Princip der unbedingten persönlichen Autorität der Commandogewalt und der bedingungslosen Disciplin bestanden bekanntlich ausschließlich militairische Wünsche in der Richtung, die Rechtskraft der Entschlüsse des obersten Gerichtshofes von der kaiserlichen Bestätigung abhängig zu machen. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Falle nicht nur ein durch Reservatrecht garantirtes Hoheitsrecht in Betracht gekommen, sondern auch der Begriff der unabhängigen Rechtsprechung nicht Ausdruck gefunden. Wir haben Grund zur Annahme, daß in dem, dem Reichstag zugedachten Entwurf der Militairstrafproceßordnung dieser Punct folgende Regelung erfahren hat: Der oberste Gerichtshof entscheidet in sich vollständig rechtskräftig. Zur Vervollständigung des Urtheils aber, um es vollstreckbar zu machen, gehört die Unterschrift des Kaisers. Man weist ihr eine ähnliche Bedeutung in dem vorliegenden Fall zu, wie sie sie in der Reichsgesetzgebung hat. Nach der Verfassung ist zu einem Reichsgesetz die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse des Bundesraths und des Reichstags erforderlich und ausreichend. Die Ausfertigung und Verkündigung steht dem Kaiser zu. Dazu bedarf das Gesetz seiner Unterschrift. Analog der Bedeutung, die der kaiserlichen Namensfrage unter den Reichsgesetzen hat, soll die der kaiserlichen Unterschrift unter den Beschlüssen des obersten Gerichtshofes sein. Rechtlich ist das Urtheil des obersten Gerichtshofs ausreichend. Würde nun damit auf Umwegen ein kaiserliches Bestätigungsrecht beansprucht, so könnte allerdings ein bayerisches Hoheitsreservat in Betracht kommen. Sollte aber ein solches Reservat gegen diese Formulirung nicht geltend gemacht worden sein, was wir annehmen zu können glauben, dann wäre auch dies in der That ein nicht zu unterschätzendes Argument dafür, daß diese Formulirung die Unabhängigkeit der Rechtsprechung nicht beeinträchtigen soll."

Wenn wirklich der Bundesrath mit Einschluß der bayerischen Stimmen zu einer Einigung auf dieser Grundlage gekommen wäre, die selbstverständlich den Verzicht Bayerns auf einen eigenen obersten Militairgerichtshof in sich schlöße, so würde wohl auch der Reichstag mit einem lediglich formalen Bestätigungs- oder richtiger Ausfertigungs- und Verkündigungsrechte des Kaisers sich abfinden können. Ein abschließendes Urtheil über eine so bedeutsame Einzelheit kann jedoch bei der Schwierigkeit der Materie erst dann gefällt werden, wenn sie, wie die anderen Bestimmungen auch, im Zusammenhang beurtheilt werden kann.

Die mehrfachen Angriffe von **Chinesen auf Deutsche** haben das deutsche Kreuzergeschwader an der ostasiatischen Küste zu einer entschiedenen Maßregel veranlaßt: Die die Bucht von Kiao-Tschau beherrschenden Forts sind wie gemeldet von Matrosen der deutschen Kriegsschiffe besetzt worden, nachdem die Chinesen sich in gewohnter Feigheit zurückgezogen hatten, ohne auch nur einen Augenblick Widerstand zu leisten. Es fragt sich nun, ob die Besetzung von Kiao-Tschau nur so lange dauern soll, bis von der chinesischen Regierung Genugthuung gegeben worden ist, oder ob sie eine dauernde sein soll. Die „Post" schreibt:

„Bei der Unterredung, die der Kaiser mit dem Fürsten Hohenlohe, dem Admiral Knorr, dem Staatssecretair Tirpitz und dem Chef des Marine-Cabinets Freiherrn v. Senden-Bibran gehabt hat, sind Fragen zur Sprache gekommen, die in engster Verbindung mit der Vertretung der deutschen Interessen in China, Haiti und im Mittelmeere stehen. Daß ein energisches Eingreifen in allen Puncten für nöthig erachtet wird, kann als Thatsache gelten; indessen ist, wie wir hören, eine Entscheidung über das, was geschehen soll, noch nicht gefallen. Eine solche steht aber unmittelbar bevor."

Was China betrifft, scheint uns eine Genugthuung der dortigen Regierung, welche Form sie auch immer haben möge, ziemlich werthlos zu sein. Die chinesische Regierung besitzt nicht Ehrgefühl genug, um sich durch die Nothwendigkeit einer Genugthuung beschämt zu fühlen, und um sich aus diesem Grunde in künftigen Fällen in Acht zu nehmen. Und wenn es selbst gelingen sollte, derjenigen, die die deutschen Missionare ermordet haben, habhaft zu werden, so würde es den Chinesen auch kaum darauf ankommen, ob ein paar Männer von einer viele Millionen starken Bevölkerung um einen Kopf kürzer gemacht werden oder nicht. Das Leben gilt in China herzlich wenig. Will Deutschland eine gewisse Sicherheit gegen die Ermordung deutscher Unterthanen und die Beschimpfung deutscher Officiere für die Zukunft haben, so muß es in der Lage sein, dauernd einen Druck auf die chinesische Regierung auszuüben. Die anderen in Ost-Asien interessirten Mächte England, Frankreich und Rußland besitzen feste Stützpuncte, von denen aus sie den Chinesen den Standpunct klar machen können, wenn diese Unterthanen der betreffenden Nationen verletzen. Deshalb hört man auch sehr selten davon, daß russische, englische oder französische Unterthanen in China verletzt, oder daß militairische oder diplomatische Repräsentanten dieser Mächte von den Chinesen angegriffen werden. Wer würde Deutschland wohl hindern, wenn es sich in der Bucht von Kiao-Tschau dauernd festsetzte? Die chinesische Regierung würde über papierne Proteste kaum hinauskommen, denn sie weiß, daß ihre jammervollen Truppen auch nur wenigen Tausenden deutscher Blaujacken oder Landtruppen nicht gewachsen sind. Von den europäischen Mächten würde voraussichtlich nur England, das ja nie einem anderen und besonders nicht den Deutschen irgend etwas gönnt, Deutschland Schwierigkeiten zu bereiten versuchen. Die englische Presse macht wenigstens schon jetzt, wo noch nicht feststeht, ob Deutschland dauernd im Besitze von Kiao-Tschau bleiben will, mobil, und stellt es so dar, als ob Deutschland die Ermordung der Missionare nur als einen erwünschten Vorwand anfahe, um sich in China festzusetzen. Die englische Presse sollte doch daran denken, wie manchmal viel weniger triftige Ursachen den Briten den Vorwand gegeben haben, Landbesitz an sich zu reißen. England hat gerade China gegenüber auf das Frivolste gehandelt, indem es, weil die chinesische Regierung, was ihr gutes Recht war, den Opiumhandel untersagte, im Jahre 1840 den Chinesen den Krieg erklärte und dann beim Friedensschlusse die Insel Hongkong einstreckte.

Die Bilanz der **Arbeiterglashütte von Albi**, wie sie auf Grund authentischen Materials nunmehr vorliegt, fällt ein geradezu vernichtendes Verdict über die socialdemokratischen Arbeiterbeglückungstheorien. Das Unternehmen ist zur Zeit mit Hypotheken in Höhe von 215 000 Francs belastet, denen als Activum nur der Grundstückswerth der Glashütte gegenübersteht, der jenen Schuldbetrag längst nicht erreicht. Und wie gestaltet sich die Lage der Arbeiter? Dieselben erleiden zunächst eine tägliche 20 procentige Lohneinbehaltung. Da ferner die Fabrikation weit bedeutender ist als die Nachfrage, und der obligatorische Schichtwechsel hinzukommt, so arbeitet Jeder anstatt 8 Stunden nur 4 bis 5 Stunden täglich, verdient also auch im Verhältniß weniger. Man griff zu diesem Strategem, um nicht zu theilweisen Arbeiterentlassungen gezwungen zu werden, die dem moralischen Prestige bezw. dem Geschäftscredit des Unternehmens Eintrag hätten thun müssen. Und nicht genug der täglichen 20procentigen Lohneinbehaltung, ist jeder Arbeiter verpflichtet, sich mit Erhalt seines Lohnes zu gedulden, bis alle laufenden Außenstände eingegangen sind, und als seinen Lohnantheil nur denjenigen Betrag zu beanspruchen, der proportional der Summe ist, welche nach Honorirung der fälligen Wechsel am Termin der vierzehntägigen Lohnauszahlung in der Geschäftscasse verfügbar bleibt. Selbst ein so extremes Socialistenblatt wie die „Voix des Travailleurs" hält mit seiner Entrüstung über diese Art der „Geschäftsführung" nicht zurück und erklärt eine derartige Unverschämtheit der Arbeiterverwaltung für unglaublich. Angesichts dieser Zustände, welche im höchsten Grade demoralisirend auf die Arbeiterschaft wirken, und der oben gedachten Hypothekenlast erscheint der Zusammenbruch der Hütte von Albi nur noch als eine Frage kurzbemessener Zeit. Und dabei wurde das Unternehmen s. Z. mit Chancen ins Leben gerufen, wie sie der Capitalismus nun und nimmer zu bieten vermöchte. Es verfügte über die geschenkten 100 000 Frcs. der Mad. Dambourg und über mehr als 160 000 Frcs. als Erlös einer vom Ministerium Bourgeois concessionirten Lotterie; dazu kamen noch Subscriptionen aller möglichen Arbeitervereinigungen, Collecten in ganz Frankreich und ein auch nie dagewesene Riesenreclame. Trotzdem droht schon so kurzer Herrlichkeit der Zusammenbruch, der eine Menge Arbeiterexistenzen mit sich in den Abgrund reißen wird.

Feuilleton.

Der Page.

Roman von A. Heyl.

19] Nachdruck verboten.

„Schenken Sie das Geld einem Bedürftigen, Herr Sturm. Ich werde der Frau Gräfin die Annahme ihrer Einladung so mittheilen, wie es sich ziemt."

Hans ärgerte sich über den altklugen Gesellen, und als sich dieser zum Gehen anschickte, hielt er ihn nicht auf. „Das ist ein frühreifer, selbstbewußter Junge", sprach er vor sich hin, nachdem sich die Thüre hinter dem Pagen geschlossen hatte. „Und doch" — fügte er bei — „doch hat er etwas Fesselndes. Ich begreife, daß ihn Melanie gerne um sich hat."

Nach kurzem Besinnen begab sich der Hochbeglückte in einen Blumenladen, kaufte die schönsten Rosen für seine Angebetete, legte seine Karte bei und schickte ihr die süßduftende Gabe.

Dieser Tag verging dem jungen Mann viel zu langsam, jede Stunde dünkte ihm eine Ewigkeit. Er konnte die Zeit kaum erwarten, die er in der bezaubernden Nähe des schönen Weibes verbringen durfte. Endlich begab er sich auf den Weg. Beim Eintritt in das Palais Rivero preßte er die Hand auf das stürmisch klopfende Herz und blieb stehen, um sich zu sammeln. Der Empfang Seitens Melanie's war über Erwarten herzlich. Die Gräfin streckte dem Ankommenden beide Hände entgegen, und als er sich niederbeugte, um sie zu küssen, ließ sie es lächelnd geschehen. Sie dankte ihm, daß er gekommen war, und führte ihn in den Hintergrund des Zimmers, wo neben dem Kamin ein reizender Theetisch hergerichtet war. In der Mitte des Tisches prangten seine Rosen. Melanie setzte sich nahe zu ihm hin und begann zu plaudern.

„Mein Mann ist erregt", sagte sie im Laufe des Gespräches. „Ich bin froh, Sie bei mir zu sehen, das zerstreut mich angenehm und läßt mich die widerwärtige Begebenheit von gestern Abend vergessen."

„Der kecke Mensch", sagte Hans, „hat sich in Ihre Nähe gedrängt, es geschieht ihm Recht, wenn er einen Denkzettel davon trägt. Der Mensch", fügte er hinzu, „hat übrigens ein unheimliches Gesicht, er sieht aus, wie ein Mörder."

Die Gräfin erbleichte, ihre Augen starrten den Sprechenden entsetzt an. „Was wissen Sie von ihm? Wer sagt, daß er ein Mörder ist?" klang es hohl von ihren Lippen.

Hans griff besorgt nach der kleinen, weichen Hand, sie war eiskalt und zitterte. „Der Vorfall hat sie furchtbar angegriffen, Melanie, beruhigen Sie sich, ich bin bei Ihnen, es wagt Niemand, Ihnen ein Leid zu thun", flüsterte er ihr zu.

Sie blickte mit wirren Augen im Zimmer herum, auf der dunkelrothen Sammetportiere blieben ihre Blicke haften. „Hat da nicht eben ein Kopf hereingeschaut", fragte sie schaudernd, „ein bleiches Todtengesicht, das mich drohend anstierte? Haben Sie nichts gesehn?"

„Nichts, durchaus nichts", versicherte er.

„Es war ein Kopf — ein — ein —"

„Der Kopf Ihres Pagen, kein anderer", sagte Hans, die schöne Furchtsame ängstlich betrachtend.

„Nein anderer", wiederholte sie mehr für sich, dann sich gewaltsam fassend, versuchte sie zu lächeln: „Sie haben Recht, wer sollte es auch gewesen sein?"

„Da kommt ja der Page", rief Hans munter, „und nun theure Gräfin, bitte ich Sie dringend, verscheuchen Sie die ängstigenden Gedanken, sonst — sonst — werden Sie krank."

„Sprechen wir nicht mehr davon", sagte sie. — Und so geschah es. Sie sprachen von Ernstem und Komischem, sie erinnerten sich vergangener Zeiten und waren der Gegenwart entrückt. Emil ging geräuschlos ab und zu, servirte den Thee, räumte den Tisch ab und verschwand wieder, wie er gekommen, als man seiner nicht mehr bedurfte. Das Servirbrett in beiden Händen haltend, stand er hinter der Portiere einen Augenblick still und lauschte. Er vernahm nur ein süßes Flüstern, so leis, so unverständlich und dann einen Kuß — sein kleiner Fuß stampfte auf den kostbaren Teppich. „Die Elende", knirschte er — dann tief aufseufzend verließ er das Gemach, um seinen Geschäften nachzugehen. Als er nach Verlauf einer halben Stunde in das Boudoir zurückkehren wollte, die Befehle seiner Herrin in Empfang nehmen wollte, da lag Hans Sturm vor der Gräfin auf den Knieen, sie streichelte ihm die glühende Stirn und spielte mit seinem Lockenhaar. In dieser halben Stunde war er ihr Sclave geworden. Geräuschlos ließ der Knabe die Falten der Portiere wieder sinken und zog sich zurück. „Sie hat Gewalt über ihn, er ist verloren", flüsterte er traurig vor sich hin.

Elftes Capitel.

„Wie geht es, liebe Mutter?" fragte Gustav Wertmann, der Lehrer von Wiesenbach, als er, von des Tages Arbeit nach Hause kommend, an das Krankenbett seiner Mutter trat. Die alte Frau streckte dem Ankommenden beide Hände entgegen, ein glückliches Lächeln verklärte ihr bleiches Gesicht und während sie den Versuch machte, sich aufzurichten, antwortete sie nicht ganz der Wahrheit gemäß: „Es geht mir besser —" Ihr Aussehen widersprach diesen Worten, auch die Kraftanstrengung mißlang, die Kranke sank stöhnend in die Kissen zurück.

„Ich bin ein armseliges altes Weib", jammerte sie.

Der Sohn streichelte die Wange der Mutter und flüsterte ihr Worte zu: „Ich will Dir einen kühlen Trunk bereiten." Er ging in die Küche, um einen solchen zu bereiten.

Während er damit beschäftigt war, hörte er Schritte auf der Treppe. Es huschte Jemand an der Küchenthür vorüber, dann kicherten Zwei da draußen und dieses Kichern hatte er schon öfter gehört. Siehe da, jetzt lugten ein paar braune Augen herein, begegneten seinem Blick und blitzten dabei schelmisch auf.

„Lieschen!" rief er. Das Wort klang wie ein Jubelruf. Alsbald stand er dem schönen Mädchen gegenüber, das mit Clotilde Heldenberg gekommen war, die Kranke zu besuchen und ihr allerhand Labsal zu bringen. „Fräulein Lieschen", verbesserte er sich, „und Fräulein Clotilde, unsere Wohlthäterinnen, unsere guten Engel —"

„Bitte, bitte, nur nicht so feierlich", wehrte Clotilde ab, „sonst fühlen wir uns beschämt. Wir machen uns eine Ehre daraus, wenn wir Etwas bringen dürfen für die gute Frau."

Der Lehrer empfand mit Rührung die Freundlichkeit der beiden Mädchen. Als er dann, fast in Verlegenheit, davon sprach, daß er den lieben Gästen gerne etwas anbieten möchte, bat Lieschen unter holdem Erröthen und mit liebkoser Keckheit, man möchte ihr doch gestatten, in die Küche zu gehen und ihre Kunst im Kaffeebereiten zu erproben. Sie versprach, einen guten Trank zu brauen: „Dann wollen wir eine Kaffeegesellschaft halten und recht vergnügt sein." — Dieser Vorschlag fand Beifall.

„Aber ich darf mit hinaus und darf Ihnen helfen?" bat der Lehrer.

„Wir wäre lieber, Sie ließen mich allein gewähren", lehnte sie ab, nahm ihren Korb vom Tische und huschte zur Thür hinaus.

„Gott segne das liebe Mädchen! Möge es recht glücklich werden!" rief die Kranke aus.

„Wenn Geld und Gut glücklich machen können, dann wird sie es", meinte Clotilde, den Lehrer scharf fixirend.

„Ja", gab Frau Wertmann zu, „der Müller ist ein reicher Mann, der reichste im Umkreis, wie die Leute sagen —"

„Und der Schwiegersohn, den er sich ausersieht", fiel Clotilde ein, „muß mindestens ebenso reich sein wie er. Das ist Hausgesetz in der Mühle."

Der Lehrer erbleichte. „Hat denn der Müller bereits für seine Tochter gewählt?" fragte er. Das Vibriren seiner Stimme ließ Clotilde ahnen, welches Gewicht er auf ihre Antwort legte.

Ohne zu zögern gab sie Bescheid: „Die Leute sagen es und der Müller erhebt keinen Widerspruch. Peter Groll vom Wasserhof soll vorige Woche einen Heirathsvermittler geschickt haben, der denn auch das Hauptsächlichste, die Mitgift u. s. w. mit dem alten Sturm vereinbart hat —"

„Und Lieschen?" fragte der Lehrer. Seine Augen hingen an Clotildens Lippen, als ob Leben oder Tod von ihrer Antwort abhinge.

Clotilde zog die Schultern in die Höhe: „Ich weiß gar nicht, ob sie eine Ahnung davon hat — aber —"; sie stockte.

„Aber —" wiederholte der Lehrer dringend.

„Ich glaube, sie wird sich fügen", sprach Clotilde. „Was bleibt ihr Anderes übrig?"

„Gefällt ihr der Peter Groll, Fräulein Heldenberg?"

„Das ist kaum möglich, Herr Lehrer."

„Hängt ihr Herz am Reichthum?"

„Sie sollten das Mädchen besser kennen."

„Und doch glauben Sie an ihre Fügsamkeit. Sie glauben, daß sie stumm den Nacken ins Joch beugt, sich verhandeln läßt — verkuppeln — das glauben Sie?"

SLUB
Wir führen Wissen.